

Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

Nummer 4

Donnerstag, 25. April 1991

59. Jahrgang

Harald Stadler:

Die archäologische Sondierung in der mesolithischen Jägerraststation am Hirschbühel/Gem. St. Jakob i. D.

(Teil 2, siehe Heimatblätter Nr. 12/1989)

Der Grabungsplatz (Abb. 1) liegt auf einer Höhe von 2.143 m und wurde 1987 von Prim. Dr. Walter Potacs/Wien entdeckt. Der Hirschbühel¹ ist ein langgezogener, westöstlich verlaufender z. T. mit Zirben (*pinus alpinum*) bewachsener Felsrücken. Auf seinem Nordostteil liegt in einer Mulde ein inzwischen verlandender Hochgebirgssee, die sogenannte »Planklacke«. Rund um diese konnten bei mehreren Begehungen in den Jahren 1987 bis 1989 oberflächlich schon an die 200 Abschläge und Geräte aus Feuerstein und Bergkristall gefunden werden.

Um einen Einblick in die Forschungserwartungen vor dem Beginn der Feldarbeit zu bekommen, sei die Projektbeschreibung für die »Untersuchung eines mesolithischen Fundplatzes — saisonale Jägerraststation — unter Mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Methoden« auszugsweise wiedergegeben:

»Während aus Südtirol/Trentino schon zahlreiche mesolithische Höhenstationen bekannt sind, kennt man in Tirol bisher nur zwei Fundstellen², die am Loas Sattel bei Schwaz

und am Tuxer Joch im Zillertal. Die am Staller Sattel und Gsieser Törl gefundenen mittelsteinzeitlichen Geräte werden geografisch von Südtirol in Anspruch genommen. Bei all diesen Funden handelt es sich um Streufunde, hier am Hirschbühel aber liegt eine saisonale Jägerraststation vor. Dieser Umstand gibt Anlaß zu berechtigter Hoffnung, durch systematische Grabungen und mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Methoden (Pollenanalyse, Großrestanalyse, Diatomeenanalyse, Dendrochronologie) eventuelle Hüttenreste, Feuerstellen, Abfall- oder Vorratsgruben u. a. m. zu erfassen.

Eine solche Plangrabung ist vor allem schon deshalb notwendig, weil der Nachweis von mesolithischen Stationen in Österreich³ bisher größtenteils aus Aufsammlungen von Oberflächenfunden besteht, somit praktisch nur der Werkzeugbestand, und dieser nur lückenhaft, bekannt ist.

Die unmittelbare Verbindung des Fundplatzes mit dem Moor und verlandenden See macht die Anwendung naturwissenschaftli-

cher Methoden, die z. B. in der Schweiz schon durchgeführt werden, praktisch zur Pflicht.

Die begleitende pollenanalytische Untersuchung der Sedimente — Sondierungen ergaben eine Mächtigkeit von über 350 cm, und Analysen zeigen, daß diese bis in die fragliche Zeit zurückreichen — erlaubt es, die Vegetation und damit das Klima und eventuelle menschliche Einflüsse auf die Vegetation festzustellen. Durch die Pollenkonzentrations- und Polleninfluxdiagramme wird der menschliche Einfluß durch Rodung, selektive Nutzung oder Verschleppung von Siedlungsanzeigern in diese saisonale Hochlagen genau erfaßt. Parallele Untersuchungen von pflanzlichen Großresten ergänzen diese pollenanalytischen Befunde entscheidend. Die Bestimmung ist meist bis zur Art möglich und liefert damit detaillierte Informationen über die rein lokalen Umweltverhältnisse, die Nutzung von Pflanzen als Nahrung, Baumaterial oder Feuerholz. Wurde ursprünglich vor allem die Pollenanalyse durch Parallelisierung mit Standarddiagrammen zur zeitlichen Einordnung herangezogen, bietet heute die C14-Datierung die besseren Resultate. Wesentlich exaktere Ergebnisse aber bringt die Dendrochronologie. Die zahlreichen im Moor vorhandenen Stämme können dafür genutzt werden. Die Eichenkurve reicht bereits bis in den kritischen Bereich zurück, es muß aber erst erprobt werden, ob eine Parallelisierung mit der Zirbenkurve möglich ist. Hier bietet sich dafür eine ausgezeichnete Möglichkeit.

Die Diatomeenanalyse — erste Untersuchungen zeigten, daß in den fraglichen Sedimenten Diatomococcyttia vorhanden sind — eignet sich vorzüglich zur Bestimmung des Trophiegrades von Gewässern. Es können damit Rückschlüsse auf die »Nutzung« des ehemaligen Sees als Abfallgrube oder Opferstätte gezogen werden, aber auch Temperaturabschätzungen sind möglich. Durch diese naturwissenschaftlichen Methoden können also die Umwelt des mittelsteinzeitlichen Wildbeuters und die direkte und indirekte Beeinflussung der Lokalität durch den Mesolithiker an dieser Höhenstation erfaßt wer-



Abb. 2 Das Camp der hochalpinen Ausgräber

den, wie es bisher in Österreich noch nicht möglich war«.

Die Grabung

Nach Einholen der Genehmigung bei den Grundbesitzern und finanzieller Absicherung des Forschungsprojektes im Jahre 1988 wurde als Termin für die archäologische und botanische Feldarbeit der September 1989 festgelegt. Dieser Monat gilt als sehr wetterstabil, ein Umstand, der bei Grabungen im hochalpinen Gelände zu beachten ist. Den Transport des Grabungsgerätes und der Verpflegung übernahm freundlicherweise eine Tragliftergruppe des Bundesheeres unter dem Kommando von Vizeleutnant Alois Schett und Wachmeister Gerhard Abl. Hier sei den Herren Oberst Ambros Eigentler und Oberleutnant Richard Pettaner vom Landwehrstammregiment 64 für die Genehmigung und den reibungslosen Ablauf herzlichst gedankt. Nach Beendigung der Arbeiten am Basislager wurde am 4. September 1989 mit den Grabungsarbeiten begonnen. Als Mitarbeiter waren die beiden Fachstudenten des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck, Cand. phil. Ursel Egger und Cand. phil. Gerhard Ermischer, sowie als angeleitete Kräfte Annemarie Buchler, Sonja Bruckner und Hannes Wornig aus Lienz beschäftigt (Abb. 2). Für das Aufrechterhalten des Funkkontaktes vom Talins Camp und für den Nachschub sorgte Hans Troger/St. Jakob (Abb. 3) in vorbildlichster Weise.

Ziel dieser ersten Grabungskampagne war es:

1. Aufschluß über Mächtigkeit, Lage und Funddichte der Kulturschichten zu erhalten.
2. Durch intensives Begehen des Plateaus aufgrund von Oberflächenfunden die



Abb. 3 Wissenschaftliche Diskussion vor den Suchschnitten

Aktivitätszonen dieses saisonalen Jägerastplatzes einzugrenzen,

3. Befunde bezüglich Ansehen dieser Sommerbehausungen (angenommen werden Zelte, die sich durch einen Steinkranz, eine Feuerstelle, den Arbeitsplatz, kenntlich an der Anhäufung verschiedener Artefakte, abzeichnen), zu gewinnen.

Nach Festlegung einer Vermessungshauptachse wurde jedem Mitarbeiter ein Quadrat von 1 x 1 m zur selbständigen Betreuung durch alle Schichten zugewiesen. Begonnen wurde nordwestlich des verlandenden Hochgebirgssees auf einer Fläche, die von einem

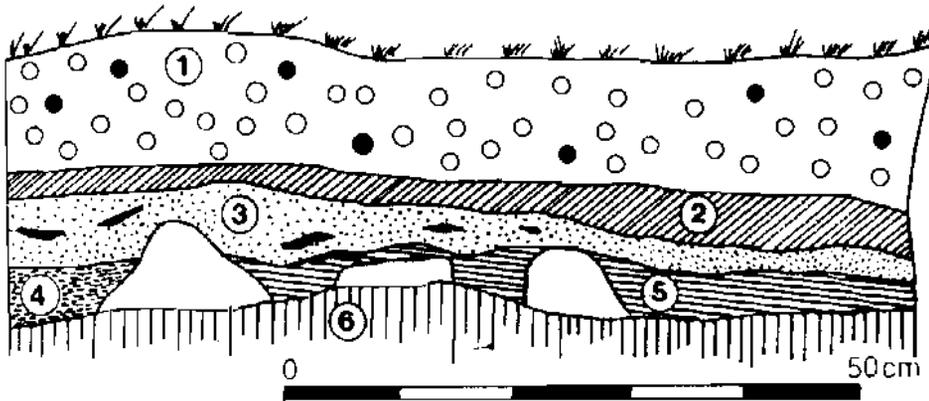
westost verlaufenden Touristensteig gestört war. Dafür sprachen die vielen Oberflächenfunde in diesem Bereich und die Überlegung, zuerst gestörte Schichten zu ergraben, um die Schichtenlagerung möglichst schnell zu erfassen und ausgrabungstechnisch das Fehlerpotential zu minimieren.

Unter der Humusdecke (mit Grasnarbe) von 8 bis 10 cm Stärke zeigte sich eine ca. 2 cm dicke, schwarze Schicht, darunter eine 2 bis 5 cm dicke graue Schicht (Abb. 4). Funde führten vor allem das graue Schichtpaket. Es konnten an beiden Horizonten auch Fragmente aus Holzkohle und verbrannte, klein-



Abb. 1 Der Hirschbühel von Nordwesten

Abb. 4 Zeichnerische Darstellung der vorgefundenen Schichten.



1 Humus. 2 Schwarze Schicht, im südlichen Bereich mit grauem Lehm versetzt. 3 Graue, fundführende Schicht. 4 Gelbes, mineralisches Material. 5 Dunkelbraune Erde. 6 Grabungsgrenze.

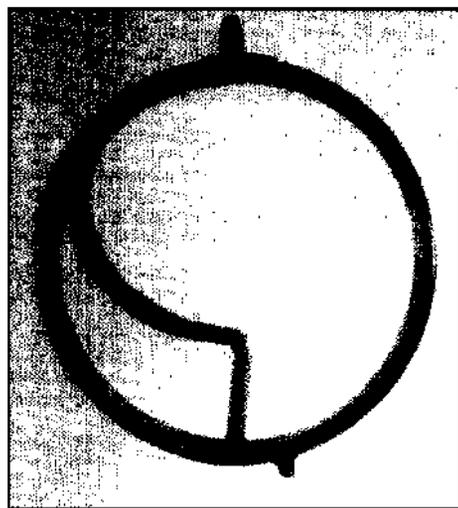


Abb. 6 Taschensonnenuhr Hirschbühel 1989

teilige Knochenreste geborgen werden. Welche Jagdbeute hier verzehrt wurde, werden die naturwissenschaftlichen Untersuchungen zeigen. Insgesamt gelang es in 20 Arbeitstagen, ca. 11 m² archäologisch zu untersuchen. Die ausgegrabene Fläche stellt kein geschlossenes Areal dar, sondern gliedert sich in drei nicht miteinander verbundene Teilflächen von H1 bis H11. Bei der Grabung wurde die von Joachim Hahn/Tübingen BRD⁴ entwickelte Methode angewandt, die auf die Erfordernisse steinzeitlicher Fundstellen zugeschnitten ist. Diese Methode erwies sich als überaus arbeitsintensiv: Zuerst mußte der Humus entfernt werden, dann folgte das heutzutage Tieferegehen in 2 bis 5 cm dicken Schichten. Jedes Fragment bis zu 3 mm Grö-

ße wurde eingezeichnet, das Tiefenniveau und die horizontale Lage im Boden festgehalten. Das abgesehakte Erdmaterial wurde dann in Kübel gefüllt und zum Schlammplatz getragen. Dort war eine Person immer damit beschäftigt, den Inhalt in feinmaschige Gardine zu geben und im Wasser zu schlämmen. Dieser Vorgang ermöglichte eine Fundausbeute von annähernd 98 %. Auch die kleinsten Abfallstücke der Werkzeugherstellung gingen dadurch nicht verloren.

Insgesamt war eine Fundkonzentration vor allem in Bereichen zu beobachten, wo der anstehende Fels Mulden bildet (Wind-schutz?). Es konnten bisher keine Hinweise auf die Konstruktion der angenommenen Sommerbhausungen gewonnen werden. Der Grund dafür dürfte wohl in der geringen Größe der ergrabenen Fläche liegen. Wie der archäologische Befund in etwa aussehen könnte, demonstriert die Abb. 5.

Im Laufe der Grabungsarbeiten wurde systematisch auch die nähere Umgebung der Freilandstation nach Oberflächenfunden abgesehen. Dabei stellte sich heraus, daß nicht nur der Bereich um den verlandeten Hochgebirgssee, sondern auch die kleineren Erhebungen ca. 200 m westlich davon Silex- und Bergkristallabschläge führten. Auch auf dem bisher noch fundleeren Erlasboden konnten 1989 von Herrn Gerd Pichler/Wien und vom Verfasser Abschläge aus Bergkristall und Silex aufgefunden werden.

Mit Hilfe der verfeinerten Ausgrabungsmethoden gelang es in dieser Kampagne, 652 Fundstücke zu bergen. Der Großteil besteht aus Silex, während der Anteil an Bergkristall mit 23 Fragmenten vergleichsweise gering ist. Von dieser Gesamtsumme konnten 46 Ar-

tefakte geschieden werden (44 Silex, 2 Bergkristall).

Als Knosium seien die Fragmente einer Taschensonnenuhr⁶ aus Messing erwähnt, die in der Humusschicht von H 3a gefunden wurden. Es handelt sich dabei um einen sogenannten Sonnerring, Hängetaschensonnenuhr oder auch Bauernring genannt. Er besteht aus einer zylinderförmigen Ringscheibe, bei der häufig das Ohr noch verschiebbar angebracht war. Man braucht nur den Ring an gegen die Sonne zu halten, daß der durch das Ohr eingedrungene Strahl auf der gegenüberliegenden Innenseite des Ringes, die mit einem Zifferblatt versehen ist, sichtbar wird. Solche Taschensonnenuhren wurden bereits um 1580 hergestellt und waren aufgrund der wenig aufwendigen Herstellungsweise auch für finanzschwache Bevölkerungsschichten erschwinglich. Diese einfachen Instrumente zur Zeitbestimmung erfreuten sich weiter Verbreitung und dienten besonders in Österreich noch im 19. Jahrhundert den Bauern als

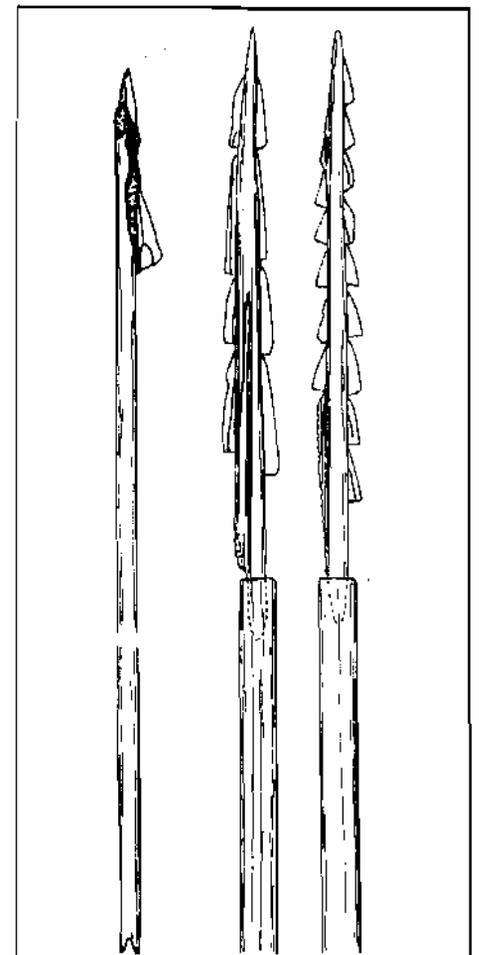


Abb. 11

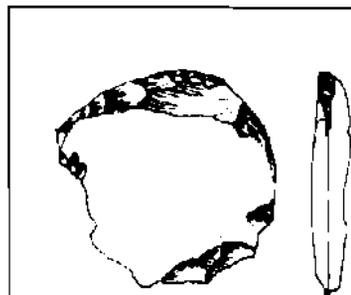


Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

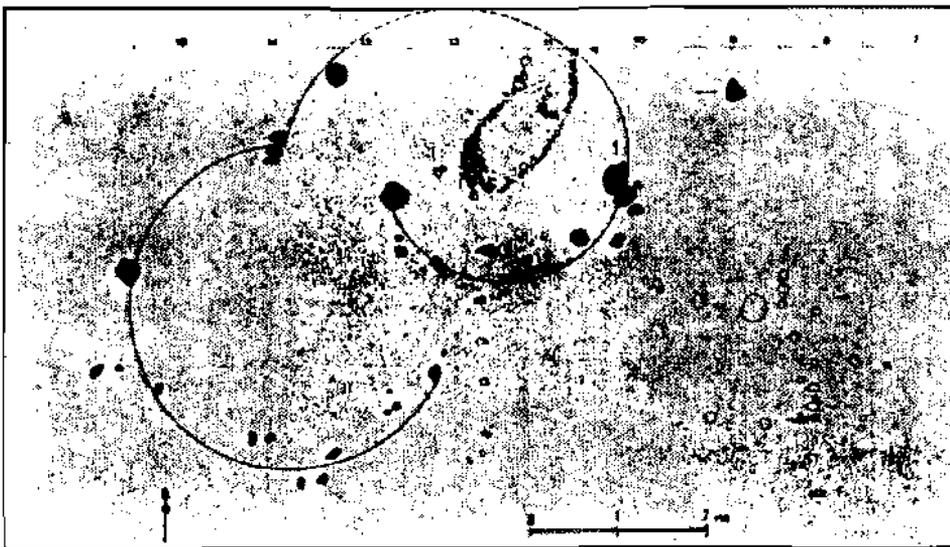


Abb 5 Archäologischer Befund

Uhr. Ein zur Gänze erhaltenes Stück (Abb. 6) wird in der heimatkundlichen Sammlung von Malrei in Osttirol aufbewahrt.

Die Grabungsdokumentation besteht aus 27 Planzeichnungen der einzelnen archäologischen Horizonte (H1 bis H11), 10 Profilzeichnungen und dem Schnittübersichtsplan.

Die Sondierungsgrabung von 1989 erbrachte mit den Oberflächenfunden ein Typenspektrum, das einem mikrolithischen Gerätehorizont⁷ entspricht. Zu den typologisch aussagekräftigen Formen gehört ein Rundkratzer (Abb. 7), der als Gerät bei der Fellbearbeitung Verwendung gefunden haben dürfte. Lamellen mit schräger Endretusche (Abb. 8), dreieckige Einsatzspitzen (Abb. 9) und Rückenmesser (Abb. 10) waren für die

Bewehrung von Geschoßspitzen (Abb. 11) in Verwendung. Als Bindemittel für die Haftung des Steins auf dem Holz diente Harz. Indirekt läßt das Vorhandensein von Lamellenkernen und Stichelabfällen auf die Herstellung der entsprechenden Geräte schließen. Ein speziell gekerbtes Lamellenfragment (sog. Kerbrest) spricht für die Anfertigung von trapezförmigen Klingeneinsätzen. In chronologischer Hinsicht vertreten diese Steingeräte den gesamten nachweislichen Kulturhorizont des älteren und jüngeren Mesolithikums (8 bis 5. Jahrtausend v. Chr.).

Vorläufig zeigt der stratigraphische Aufschluß lediglich eine fundführende Schicht; jedoch ist aufgrund gewisser typologischer Merkmale an einzelnen Streufunden nicht auszuschließen, daß dieser Platz bereits im

Spätpaläolithikum (10. bis 8. Jahrtausend v. Chr.) aufgesucht wurde.

Die Geräte sind aus einem Silixmaterial gefertigt, dessen Rohstoffvorkommen in der südalpiner Dolomitenregion zu suchen sind. Dieser Umstand gibt uns gewissermaßen die Richtung der Streifzüge an, die die Jäger einschlugen. Demnach führte ihr Weg durch die Quertäler von Süden nach Norden über die Grenze der südlichen Kalkalpen hinaus in die Urgesteinszone Richtung Alpenhauptkamm.

Angesichts der Konzentration von mesolithischen Funden im Bereich des Hirschhühls (Gsieser Törl, Erlasboden, Staller Sattel) könnte dieser Platz zu einer Schlüsselstelle für die weitere Erforschung hochalpiner Jägerstationen in den Alpen werden.

Anmerkungen

1. H. Stadler, Fundberichte Österreich 26, 1987, 187, Abb. 3 bis 6. Ders. Der Hirschhühls, ein mittelsteinzeitlicher Jägerastplatz im hinteren Defereggental, Osttiroler Heimatbl. 57. Jg., Nr. 12, 1989. Ders. Vorbericht zu einer archäologischen Sondierung in der mesolithischen Jägerstation am Hirschhühls Gem. St. Jakob i. Defereggental/Osttirol, Archäologie Österreichs 2/1991 (i. Druck). W. Leitner, Urzeit, in: Geschichte des Landes Tirol I, (1990), 31 bis 33.
2. R. Lutz, Vor- und Frühgeschichte Südtirols, Bd. 1 Steinzeit, 1986, 73.
3. W. Leitner, Zum Stand der Mesolithforschung in Österreich, Preistoria Alpina, Vol. 19, 1984, 75f.
4. G. Albrecht, Magdalenien-Inventare vom Petersfels, Tübingen Monographien zur Urgeschichte, Bd. 6, 1979, 13f.
5. G. Trommner, Rentierjäger der Spätsteinzeit in Norddeutschland, in: Wegweiser zur Vor- und Frühgeschichte Niedersachsens, H. 9, 1976, Abb. 17.
6. Vgl. E. Bassemann-Jordan, Uhren. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenhändler, Bd. 7, 1914, 19. E. Zinner, Deutsche und Niederländische Astronomische Instrumente des 11. bis 18. Jh. 1979, 120f. Zu einem Exemplar aus Slowenien vgl. V. Bucic, Zbirka sončnih ur u Narodnem muzeju (Die Sammlung von Sonnenuhren im Nationalmuseum Ljubljana, Situla 14/15, 1974, 373, T. 32/13.)
7. Für die fachliche Unterstützung bei der Bestimmung der Werkzeuge sei Herrn Univ. Doz. Dr. Walter Leitner herzlich gedankt.

Hans Waschgl

24. April 1921 in Bozen

Eine Erinnerung

Den 24. April 1921 in Bozen — heuer sind es 70 Jahre — habe ich miterlebt. In den »Osttiroler Heimatblättern« wurde über diesen Tag bisher nichts geschrieben, und dies sei hier nachgeholt.

Ich stand in meinem ersten Dienstjahr als Volksschullehrer, und zwar an der einklassigen Volksschule in Oberplans, einem Teil der Gemeinde Algdud bei Meran.

Im April 1921 rüstete die Stadt Bozen für eine Handelsmesse, um einen seit mindestens hundert Jahren nicht mehr geübten alten Brauch wieder aufleben zu lassen. Am 24. April, dem Georgstag, sollte die Messe mit einem Trachtenumzug eröffnet werden. Ich war gesonnen, an dieser Eröffnung — freilich nur als Zuschauer — teilzunehmen, und fuhr am Morgen des 24. April von Meran nach Bozen. Die Stadt war festlich gestimmt; die ohnehin sehr lebhafteste Stadt, in der ich fünf Jahre studiert und 1920 die Matura abgelegt hatte, war heute fast fieberhaft lebendig und bummvoll von auswärtigen Besuchern, unter ihnen eine Unzahl von Trachtenträgern aus allen Teilen Südtirols.

Am Nachmittag — der Festzug sollte um 2 Uhr beginnen — schlenderte ich vom Waltherplatz zum Obstmarkt. Unterwegs sah ich, zu meiner Verwunderung, daß in der Sil-

bergasse eine starke Abteilung Soldaten angetreten war.

Noch war ich nicht auf dem Obstmarkt angekommen, als die Musik plötzlich abbrach, lautes Schreien und einige dumpfe Explosionen zu hören waren. Das Militär, knapp hinter mir, rührte sich jedoch nicht. Weiter gegen den Obstmarkt vorzudringen, war ganz aussichtslos, weil Tausende nach allen Seiten — und auch in die Silbergasse — auseinanderstoben. Jetzt endlich setzten sich die Soldaten in Bewegung, und zwar in Richtung Obstmarkt.

Bald wußte jeder, was geschehen war: Ein Trupp von etwa 300 Faschisten aus Trient und Verona hatte die Teilnehmer am Festzug zuerst mit höhnischen Zurufen gereizt und als dies zu keiner Reaktion führte, mit Knütteln und schließlich mit Bomben die Marschierenden angegriffen. Man zählte später 48 Verwundete, darunter keinen einzigen Italiener!

Franz Innerhofer, Lehrer in Marling, hatte einen Buben, sein Patenkind, mit bei der Musik. Als er sah, daß die Lage gefährlich wurde, wollte er den Buben im Ansitz Stillendorf in Sicherheit bringen, wurde aber, als er das Haus betrat, von einem Faschisten von hin-

ten mit einer Pistole niedergeschossen und starb an Ort und Stelle.

Credaro, der italienische Ministerpräsident, der selber in Bozen anwesend war, war über die Vorgänge empört und sprach von einer ruchlosen Missetat; dabei blieb es aber auch. Die Faschisten wurden vom Militär zum Bahnhof gebracht und konnten unbehindert abfahren.

Das Folgende habe ich nicht selber miterlebt, gehört aber trotzdem hierher: Am Dienstag darauf wurde die Leiche Innerhofers unter dem Geläute aller Glocken der Stadt über die Tälferbrücke nach Ories und dann über alle Dörfer des Burggrafenamtes nach Marling gebracht.

Bei der Ankunft — es war schon fast Mitternacht — war ich wieder dabei. Ich habe bei Totenstille und Fackelschein kaum jemals etwas Erschütternderes erlebt, als diese Heimkehr des Toten. Am Donnerstag wurde Franz Innerhofer beerdigt. Ich nahm mit meinen Schülern an der Beerdigung teil. Dr. Reut-Nicolussi hielt eine aufwühlende Grabrede.

Ein Drama war damit zu Ende gegangen. Vielleicht denkt sich jetzt der eine oder andere Leser: Warum wärmen sie diese alten Geschichten immer wieder auf? Meine Antwort: Niemals sollen wir Tiroler diese leidvollen Stunden unserer Südtiroler Heimat vergessen! Niemals! Die hier geschilderte Begebenheit ist eine davon.

Nachsatz: Marling war von meinem Dienstort aus zu Fuß über die Töll und den Marlinger Waal (Bewässerungsanlage mit Fußsteig) leicht in einer Stunde zu erreichen.